



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Saint-Simon

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Saint-Simon

**S**or einiger Zeit war ich veranlaßt, es für recht überflüssig zu erklären, daß man den längst verstorbenen methodischen Narren Fourier ausgrabe und seine Phantastereien noch einmal ausführlich vortrage. Sehr viel anders steht es mit Saint-Simon, der in einem Atem mit ihm genannt zu werden pflegt. Auch bei ihm fehlt es nicht an utopischen Einfällen und Plänen, solche stellen sich immer ein, wenn ein genialer und phantasievoller Mann sein Nachdenken auf die Zustände der menschlichen Gesellschaft richtet; findet man sie doch auch in Wilhelm Meisters Wanderjahren — aber das Vernünftige und Solide überwiegt: feinkräftige Gedanken, die bis heute teils Frucht tragen, teils als richtige Vorhersagungen erwiesen werden. Davon überzeugt die jüngste Biographie, \*) deren Verfasser übrigens sehr bescheiden von sich denkt oder wenigstens spricht: Kritiker „möchten bedenken, daß sie es nicht mit dem Werke eines ausgereiften Gelehrten zu tun haben, sondern mit der Erstlingschrift eines armseligen Doktors der Philosophie, der, noch durchaus Anfänger, ohne irgendwelche fremde Förderung und Leitung seine eignen Wege gehn mußte“. Mich interessiert nicht der Verfasser und seine Art, den Gegenstand zu behandeln, die übrigens sehr achtungswerte Kenntnisse bekundet, sondern das Material an Zitaten, das er aus Saint-Simon darbietet und aus den Werken der Männer, die aus diesem geschöpft haben.

Eine genealogische Fälschung trug dazu bei, in dem vom Bewußtsein seiner außerordentlichen Geistesgaben geschwellten Grafen schon in früher Jugend die Vorstellung zu erwecken, daß er zu Großem berufen sei. Georg Adler erzählt im Handwörterbuch der Staatswissenschaften: die Saint-Simons gehörten dem kleinen Adel von Vermandois an. Einer war Günstling Ludwigs des Dreizehnten, und dieser verlieh ihm nicht allein die Herzogswürde, sondern erhöhte den Glanz des neuen Herzogs auch noch dadurch, daß er ihn im Ernennungspatent zu einem Sprößling der Grafen von Vermandois machte, die ihren Stammbaum auf Karl den Großen zurückführten. Die aus so hoher Abstammung ihm erwachsende Verpflichtung nun fühlte Henri so lebhaft, daß er

\*) Henri de Saint-Simon. Die Persönlichkeit und ihr Werk von Friedrich Mucke, Doktor der Philosophie. Jena, Gustav Fischer, 1908.

im Alter von fünfzehn Jahren seinem Diener befahl, ihn täglich mit den Worten zu wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen.“ Zunächst würde es sich um die Vorbereitung gehandelt haben, die ein moderner Mensch braucht, wenn er große Dinge vollbringen will, an dieser aber fehlte es. Zwar soll d'Alembert einer seiner Lehrer gewesen sein, aber ein methodischer Unterricht ist ihm in seiner unbändigen und darum stürmisch verlaufnen Jugend nicht zuteil geworden. Weil er nie zu planmäßigem Arbeiten angehalten wurde, hat er es auch nicht gelernt, und sind seine meisten Schriften ungenießbar ausgefallen: ohne einen Plan zu entwerfen und seine Gedanken zu ordnen, schrieb er diese in der Reihenfolge nieder, wie sie ihm einfielen. Aber wenn sein Denken wild wucherte, so ist dafür auch seine Denkkraft nicht durch Schulmeisterei geschwächt worden, und hat sich seine Originalität voll entfalten können. Was aber die Kenntnisse anlangt, so darf man nicht vergessen, daß die Pariser Salons seiner Zeit, in denen die Großgeister der Nation verkehrten, recht gut eine Bibliothek ersetzen konnten. Henri diente als Offizier, focht im amerikanischen Befreiungskriege, abenteuerete, immer mit großen Plänen beschäftigt, in den Frankreich benachbarten Ländern herum, studierte als Platzkommandant von Metz Mathematik, verlor in der Revolution sein Vermögen, häufte als Güterspekulant Reichtümer auf und verschwendete sie in üppiger Schwelgerei. Beim spätern Rückblick auf seine mondaine Periode hat ihm die Sophistik des Herzens eingeredet, er habe nur eine durch seinen Beruf gebotne Pflicht erfüllt, indem er die Menschennatur von allen Seiten und in ihren Tiefen praktisch kennen zu lernen beflissen gewesen sei. Übrigens hat er sein luxuriöses Grandseigneurleben zum Studium in der oben angedeuteten Weise benutzt: seine feinen Weine, seine den Bedürftigen stets offene Börse erschlossen ihm die geistigen Schätze seiner Gäste. Auch veranstaltete er gemeinnützige Unternehmungen und pflegte seinen Gehilfen zu sagen: *Allez toujours, et quand il ne faudra plus que de l'argent, venez à moi, j'ai de cela.*

Auch die Frauen und die Ehe behandelte er als Objekte und Hilfsmittel der Forschung. Seine Gattin hatte er schon nach Verlauf von zehn Monaten ausstudiert. Tränenden Auges trennte er sich von ihr, weil er in der Staël die ihm bestimmte Lebensgenossin und Mitarbeiterin erkannt zu haben glaubte. Er soll ihr die Ehe mit den Worten angetragen haben: *Madame, vous êtes la femme la plus extraordinaire du monde, comme j'en suis l'homme le plus extraordinaire; à nous deux, nous ferions sans doute un enfant encore plus extraordinaire.* Die gescheite Frau dankte für das Experiment. Eines schönen Tages machte der große Experimentator die unangenehme Entdeckung, daß seine Mittel erschöpft seien. Er war vollständig fertig und nährte sich sechs Monate lang kümmerlich als Kopist, die Nächte zum Studieren verwendend. Dann erkrankte er. Ein alter treuer Diener stellte ihm sein Vermögen und sein Haus zur Verfügung, und in dieser Zufluchtsstätte begann er, über vierzig

Jahre alt, seine literarische Tätigkeit. Nur eine kleine, von seinem Aufenthalt in Genf inspirierte Schrift war vorausgegangen. Von da an wechselten Zeiten bitterster Not mit erträglichen, in denen er von Verwandten und Freunden unterstützt wurde. Seine Werke wurden ihrer Formlosigkeit wegen wenig gelesen. Nur in einer politischen Episode — von der Politik hat er sonst wenig gehalten — gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen. Zwar der erste Versuch blieb ganz unbeachtet. Es war eine kurz vor Napoleons Sturz an diesen gerichtete Denkschrift, in der er vorschlägt, es solle ein Preis von 23 Millionen dem Verfasser des besten Werkes über die politische Organisation Europas versprochen werden; zunächst handle es sich darum, die Engländer zur Anerkennung der Rechte der andern seefahrenden Nationen zu zwingen, und die erste Bedingung dafür sei, daß Napoleon — auf alle seine Eroberungen, auf jede Einmischung in die Angelegenheiten andrer Staaten verzichte und sich auf Frankreich beschränke; nur dadurch könnten die Völker des Festlandes geeint werden. Das Werk gedachte er natürlich selbst zu schreiben. Es erschien, als der Wiener Kongreß schon versammelt war. Die 23 Millionen hat es ihm zwar nicht eingebracht, aber es hat wenigstens Aufsehen erregt, weil ihm der junge Thierry, der später berühmt gewordne Geschichtschreiber, den er als Sekretär gewonnen hatte, die Form gab. In dieser Schrift: *De la Réorganisation de la société européenne, par M. le comte de Saint-Simon et M. A. Thierry, son élève*, schlägt er vor, es sollten sich alle Staaten Parlamente nach dem Muster des englischen und dann ein gemeinsames europäisches Parlament geben. Der Frieden und das Wohlergehen der Völker könnten nicht auf papierne Verträge, sondern nur auf Interessengemeinschaft gegründet werden. Diese sei vorhanden und müsse eben in einer Zentralbehörde ihren Ausdruck und ihre Vertretung finden. Dieses Parlament werde u. a. durch ein Kanalnetz den Verkehr erleichtern, werde die rückständigen Länder kultivieren, das Unterrichtswesen überwachen, vernünftigen Moralgrundsätzen Geltung verschaffen, die Gewissensfreiheit und die Freiheit der Religionsübung verbürgen: *il y aura entre les peuples européens ce qui fait le lien et la base de toute association politique: conformité d'institutions, union d'intérêts, rapport de maximes, communauté de moral et d'instruction publique*. Der Vorschlag war, wie Muckle richtig bemerkt, ein Rückfall in die von Saint-Simon längst überwundene und sogar heftig bekämpfte rationalistische Manier, den besten Staat künstlich konstruieren zu wollen. Doch verdient — gerade in diesen unsern Tagen — der Einfall hervorgehoben zu werden, zunächst müßten sich die in dem erlangten Kulturgrade einander nahestehenden Staaten England und Frankreich vereinigen und dann für ihren Bund die Deutschen zu gewinnen suchen, von denen gerühmt wird: „Die reinste Moral, seltene Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit zeichneten dieses Volk aus, und selbst während der schrecklichsten Kriege, in Zeiten der unerträglichsten Unterdrückung, habe es diese seine Eigenschaften bewahrt. Noch habe hier nicht, wie in

England, der Handelsgeist seinen sittenverderbenden Einfluß ausgeübt: man sei noch edler Empfindungen fähig und wisse nichts von jener Überschätzung des Reichthums, die den Geldbesitz zum einzigen Wertmaßstabe macht. Und was besonders bemerkt zu werden verdiene: auch in den obern Schichten herrsche Sittenreinheit; patriarchalisch suche die Aristokratie die öffentlichen Angelegenheiten zu ordnen.“ Thierrys Nachfolger war August Comte. Seine Schrift machte Saint-Simon so berühmt, daß er von Béranger, später auch von Halévy in Oden angefangen wurde. Doch geriet er noch einmal in solche Not, daß er einen Selbstmordversuch beging, der ihn ein Auge kostete. Aber ein Verehrer, der jüdische Banquier Blinde Rodriguez, nahm sich seiner an und bereitete zusammen mit andern dem Meister schwärmerisch ergebnen Jüngern diesem einen freundlichen Lebensabend, der noch fruchtbar an literarischen Erzeugnissen war, bis ihn 1825 der Tod beendigte.

In Zeiten und in einer Umgebung, die keinen edeln Menschen befriedigen — und das war in Frankreich vor, während und nach der Revolution der Fall —, drängt sich der Gedanke auf: woher die Übel, wie sind sie zu bessern? Von diesem Grundgedanken geht selbstverständlich auch Saint-Simon aus, und da er ein spekulativer Kopf und zugleich positiv gerichtet, nach Erfahrung strebend war, so verschlingen sich ihm bei dem Versuch, das Problem zu lösen, zwei Gedankenreihen. Die eine, der Hegelschen verwandte, wurzelt in der Überzeugung, daß die Ereignisse nicht ein wüstes Durcheinander sind, sondern Reihen von Kausalketten bilden, deren Bildnerin die der Welt immanente Vernunft ist. Die andre Gedankenreihe wird dem Studium der Thatfachen entnommen. Zwar hat auch Hegel eine Geschichtsphilosophie geschrieben, aber sie beruht auf der Annahme, daß die ganze Weltgeschichte die Entfaltung einer Idee sei, die der Philosoph willkürlich als die der geistigen Freiheit bestimmt. Saint-Simon dagegen weist alle apriorischen Voraussetzungen ab; positivistisch will er den Sinn der Geschichte aus dem ermitteln, was wirklich geschehen ist, und es gelingt ihm nicht schlecht. Er gewinnt auf dem Wege der Beobachtung die Stufenfolge der religiösen, der metaphysischen und der empirisch-wissenschaftlichen Kultur, die dann Comte ihm entlehnt hat, und die heute allgemein verbreitete Ansicht, daß schöpferische Zeitalter mit auflösenden, gläubige mit kritischen wechseln. Mit historischem Sinn und mit feiner Witterung für die Entwicklungsrichtungen seiner Zeit ausgerüstet, versteht er das Mittelalter zu würdigen, ohne dem Romantizismus zu verfallen, der unter der Restauration als Reaktion gegen die vorhergegangne Zerstörungssucht und Frivolität, gegen den Religionshatz und die Pfaffenfresserei überhandnahm. Der Klerus habe im Mittelalter ein ungeheures Kulturwerk vollbracht, den Menscheng Geist hoch über die Kulturstufe der alten Welt erhoben und die europäische Menschheit nach christlichen Grundsätzen organisiert. Aber in dem Augenblick, wo der Bau der Universalkirche vollendet zu sein schien, hätten sich schon die Keime einer neuen Organisation bemerkbar gemacht. Diese Keime hätten in der wachsenden

wissenschaftlichen Erkenntnis bestanden. Diese bestimme und forme je nach ihrem Grade den Kulturzustand. Die Erkenntnis ist anfangs ein bloßes Ahnen und Raten in mythologischer Einkleidung, wird durch Schulung des Verstandes metaphysisch, d. h. stellt Hypothesen über das Wesen der Dinge und ihre Verknüpfung auf, und zuletzt durch wachsende Erfahrung und methodische Untersuchung der Wirklichkeit wissenschaftlich und positiv. Der Mensch ist das komplizierteste aller Wesen; je näher darum ein Wissensgebiet dem Menschen steht, desto schwieriger ist seine Erforschung; deshalb bleiben die Physiologie, die Psychologie und die Politik am längsten auf der Stufe der Metaphysik stehn. Diese Wissenschaften positiv zu machen, auf die Stufe der Empirie zu erheben, ist zunächst die Aufgabe.

Aus der Erkenntnis der Natur des Menschen und des Kulturzustandes, den er zurzeit erreicht hat, sind die Grundsätze abzuleiten, nach denen man die weitere Entwicklung zu lenken suchen muß. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hat nur aufgelöst und zerstört; sie und die Revolution haben nichts als Trümmer, als Anarchie hinterlassen. Doch darf man sie darum nicht schelten und verurteilen, wie die Reaktionäre, die Ultramontanen tun. Sie war notwendig. Die alte überlebte Form mußte zerstört, für die dem gewonnenen Erkenntnisstandpunkt und Bedürfnis angemessene Neubildung mußte Raum geschafft werden. Aber von den Grundsätzen jener Philosophie, die im politischen Liberalismus fortlebt, kann die Neubildung nicht ausgehen. Die rationalistischen Theoretiker konstruieren sich einen abstrakten Menschen und nach der angenommenen Natur dieses Menschen das Ideal eines vollkommenen Staates, nach dem sie den bestehenden umbilden wollen. Das ist verkehrt: *On ne saurait trop le répéter, car c'est sur ce principe que repose toute la saine politique, une constitution n'est durable qu'autant qu'elle est, dans ses éléments essentiels, l'expression de l'état de la société, à l'époque où elle s'établit. On ne crée point une force politique, on l'enregistre au nombre des puissances dirigeantes, quand elle a acquis un développement civil suffisant, ou bien elle s'enregistre alors d'elle-même; voilà tout. Cette reconnaissance, ou, si l'on veut, cette légitimation des forces prépondérantes qui existent dans une société à chacune des époques importantes de la civilisation, est ce qu'on appelle sa constitution, qui, sans cela, serait purement une rêverie métaphysique.*

Die Erwähnung der überwiegenden Kräfte oder Mächte leitet zu der ersten von zwei andern Gedankenreihen über, die sich bei dem französischen Denker je länger desto vorwaltender mit der spekulativen und der historischen verschlingen. Welches sind die herrschenden Mächte der neuen Zeit? Die exakten Wissenschaften und die Industrie, Bildung und Besitz, soweit dieser produktiv angewandt wird. In der Regierung, in der Verwaltung, in den Kammern überwogen noch der Adel, die Geistlichkeit, die nicht naturwissenschaftlich, technisch und geschäftlich, sondern nur juristisch gebildeten Beamten. Das sei

ein unnatürlicher, ein den wirklichen Machtverhältnissen nicht mehr entsprechender Zustand, in dem die abgelebte Feudalität konserviert werde. Mit größerem Rechte als heute Friedrich Naumann und seine sozialliberalen Freunde (denn unsern Industriellen fehlt es wirklich nicht an politischem Einfluß, und die Agrarier sind zu einem großen Teil selbst Industrielle, außerdem als Führer in der Rationalisierung der Landwirtschaft produktiv) fordert er, daß mit den Resten des Feudalismus aufgeräumt werde. Man lebe in einer verkehrten Welt; Parasiten verzehrten das Arbeitsprodukt der Nation. Wäre es ein Verlust, wenn die Nichtsteuer ins verdiente Nichts versänken? „Nehmen wir an, Frankreich verlöre plötzlich seine fünfzig größten Physiker, fünfzig Chemiker, seine fünfzig ersten Physiologen, Mathematiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker und Literaten. Dann weiterhin seine hervorragendsten Fabrikanten, Kaufleute, Handwerker, Mechaniker, kurz seine in nützlichen Berufsarten tätigen Männer. Es wäre ein unersehlicher Verlust. Ein Land voll frisch pulsierendem Leben würde plötzlich in ein starres, totes Gebilde umgewandelt, in einen Körper ohne Seele. Angenommen dagegen, Frankreich behielte alle seine wissenschaftlichen, künstlerischen und industriellen Größen und verlöre dafür an einem Tage Monsieur, Monseigneur le duc d'Angoulême, Monseigneur le duc de Berry, d'Orléans und dergleichen Berühmtheiten mehr, dazu noch seine Hofbeamten, seine Minister, seine Staatsräte, seine Marschälle, seine Kardinäle und Erzbischöfe, dazu noch die zehntausend schmarogenden Reichen, so würde man ihnen zwar, da sie ja Menschen, meist gute Menschen sind, menschliches Mitgefühl nicht versagen, aber vom Standpunkte des Nationalwohls aus betrachtet, erlitt das Land keinen Verlust.“ Die Bourbonen sind hier ja richtig eingeschätzt, ob auch die hohen Staats- und Kirchenbeamten, könnte nur ein genauer Kenner des damaligen Frankreichs entscheiden.

Also die Industrie und die Wissenschaft sollen regieren und verwalten, oder vielmehr die Industrie allein; die Männer der Wissenschaft sollen keine Regierungs- und Verwaltungstätigkeit ausüben, sondern nur das Licht dafür liefern. *Tout par l'industrie, tout pour elle.* Die Konstitution mit ihrem Parlament leistet an sich noch nichts Positives für das Volkswohl und für die notwendig gewordne Reorganisation der Gesellschaft, sie eröffnet nur die Möglichkeit, sie bietet eine Form dar, in der die Neubildung ausgeführt werden kann. Beim Hinblick auf die raschen Wandlungen der Verfassungen in Frankreich — er zählt deren zehn im Verlauf von fünfundzwanzig Jahren —, die in sozialer Beziehung alles beim alten gelassen haben, geht ihm die Erkenntnis auf, daß Staat und Gesellschaft zwei verschiedene Dinge sind. Das eine kann sich unabhängig vom andern ändern; zwei Staaten können in dem einen gleich, im andern grundverschieden sein. „Wir haben in Europa zwei Völker, die beide von einem Monarchen absolut regiert werden, die Dänen und die Türken. Ein Unterschied besteht nur insofern, als der Despotismus in Dänemark fester begründet ist als in der Türkei, weil er auf

Gesetz und Verfassung beruht. Aber bei solcher Gleichheit der Regierungsform — welcher Unterschied in der Lage der Regierten! Es gibt kein unglücklicheres Volk, keins, das mehr gemißhandelt und ungerechter regiert würde als die Türken; dagegen gibt es keins, das sich wirklicher Freiheit in reichlicherem Maße erfreute als das dänische, keins, auch das englische nicht ausgenommen, in dem weniger von Willkürherrschaft zu spüren, die Verwaltung wohlfeiler wäre. Woher dieser Unterschied? Von der Verfassung doch sicherlich nicht, da ja beide Länder dieselbe haben.“ Damit ist der Begriff der Gesellschaft gewonnen und der Grund zur neuen Wissenschaft der Soziologie gelegt. Nicht in der Konstitution, sondern in den Banken, die Kaufleute, Fabrikanten und Landwirte zu gemeinsamer volkswirtschaftlich nützlicher Tätigkeit organisieren, sieht er Keime der zukünftigen Gesellschaftsordnung. Er warnt die Großbürger vor Wiederholung der in der Revolution begangnen Fehler. Bei deren Beginn hätten sie es in der Hand gehabt, im Verein mit dem sehr gutgesinnten Könige die Entwicklung in eine gesunde Bahn zu lenken, und wenn auch nicht die intellektuelle und moralische Auflösung, die ja schon eingetreten war, so doch wenigstens die äußere Zerstörung abzuwenden. Aber sie überließen, meint er, die Arbeit den Advokaten (er nennt sie Legisten) und Metaphysikern, während zugleich der König, von ihnen im Stich gelassen, zur Reaktion überging, und so wurde denn aus der Reformbewegung nur ein Zerstörungswerk. Von der gegenwärtigen politischen Partei des Bürgerthums sei nichts zu hoffen; hinter ihrem Liberalismus verberge sich rohe Selbstsucht: *ôte-toi de là, que je m'y mette* sei ihre Losung. Unter dem Deckmantel des Liberalismus erstrebten die Bonapartisten einen Wechsel der Dynastie, um sich von dem neuen Monarchen Privilegien schenken zu lassen. Unsere Aufgabe, sagt er denen, die an seiner Arbeit teilnehmen wollen, ist es, *de mettre des faits à la place des raisonnements des métaphysiciens*. In der zu organisierenden Industriegesellschaft sind also die Unternehmer die natürlichen Herrscher, und es ist klar, daß sie, wie im Staate, so auch in ihren Fabriken regieren müssen. Die Demokratie lehnt er entschieden ab. „Hat man die schreckliche Anarchie vergessen, in die der demokratische Konvent das Land gestürzt hat?“ Die Arbeiter läßt er zu ihren Brotherren sprechen: „Ihr seid reich, und wir sind arm; ihr arbeitet mit dem Kopf und wir mit unsrer Muskelkraft; aus diesen beiden fundamentalen Unterschieden folgt, daß wir euch untertan sein müssen.“ Allerdings soll diese Untertänigkeit nicht den Charakter des militärischen Gehorsams tragen; sie wird durch die Einsicht gemildert, daß Unternehmer und Arbeiter Glieder eines Organismus und beide gleich unentbehrlich sind: „das ist das Schöne an der industriellen Tätigkeit [bei der landwirtschaftlichen verhält es sich doch auch nicht anders], daß alle darin Beschäftigten, vom niedrigsten Arbeiter bis zum reichsten Fabrikanten und zum tüchtigsten Ingenieur, Genossen (*collaborateurs, associés*) sind.“

Muckle, der im allgemeinen seinen Helden mit Recht gegen den Vorwurf des Utopismus in Schutz nimmt, sieht, von Marx beeinflusst, gerade darin etwas utopistisches, daß Saint-Simon das Gemeinwohl, also auch eine Besserung der Lage der untern Stände, von der Herrschaft der Industriellen erwarte, deren Egoismus er selbst erkannt und gegeißelt habe. „Mit fast denselben Worten, mit denen Saint-Simon das Unhaltbare und Utopische des Friedensplanes von Saint-Pierre dargetan hat, könnte man das Unrealistische seiner eignen Bestrebungen kennzeichnen. Wie es ein absurdes Unterfangen ist, von kriegerischen Mächten die Aufrechterhaltung des Friedens zu verlangen, ebenso ist es eine Absurdität, von einem sozial pflichtvergessenen, weil lediglich im Mammonsdiens stehenden Unternehmertum durch einen Appell an seinen erhabnen sozialen Beruf eine Organisation der Arbeit zum Heile der Besitzlosen zu fordern.“ Die beiden vermeintlichen Absurditäten sind aber heute deutlich sichtbare Tatsachen. Um uns auf die zweite zu beschränken: Zunächst sind nicht alle Unternehmer rohe Mammonsdiener. Die ersten Generationen der englischen Fabrikanten, unter denen sich die Kinder-greuel ereigneten: reich gewordne Handwerksmeister und Arbeiter, sind es gewesen. Deren Enkel, die eine bessere Erziehung genossen und sich die feinere Empfindungsweise, die geistigen Interessen der Aristokratie angeeignet hatten, waren der Predigt der Christlichsozialen zugänglich und haben sozial fühlen gelernt. In Deutschland aber hat es wohl niemals an vornehm denkenden und fein empfindenden Unternehmern gefehlt. Sodann aber braucht ein Unternehmer gar nicht unter allen Umständen ein edles Herz zu haben, um für seine Arbeiter ein guter Prinzipal zu sein; in vielen, wo nicht in den meisten Fällen genügt aufgeklärter Eigennuz. „Das ist die schlechteste Wirtschaft, wo alles hungert; Mensch und Vieh müssen gut versorgt sein“, sagte mir einmal ein sehr sparsamer Rittergutsbesitzer, von dem ich zu meiner Verwunderung vernahm, daß er weder Getreide noch Kartoffeln verkaufe, sondern beides in seiner Wirtschaft verbrauche. Die Natur der industriellen Unternehmungen ist freilich verschieden: manche können bei Hungerlöhnen gedeihen; aber deren Zahl vermindert sich stetig, weil die Konkurrenz immer höhere Anforderungen an die Güte der Erzeugnisse stellt. In solchen Unternehmungen, die von den Arbeitern entweder bedeutende Körperkraft oder intensive Aufmerksamkeit oder Intelligenz fordern, ist Raubwirtschaft mit Menschenkraft von vornherein ausgeschlossen. Endlich tritt, wo Gewissen und Vernunft versagen, der Zwang durch die öffentliche Meinung und durch die Arbeiterbewegung ergänzend ein. Diese jedoch bringt nicht etwa die Arbeiter zur Herrschaft, sondern zwingt nur die Herrschenden, den richtigen Kurs innezuhalten, und die zwar nicht formell aber tatsächlich herrschenden, die im großen und ganzen den Kurs des Staatsschiffs bestimmen, bleiben die Großunternehmer, natürlich die landwirtschaftlichen eingeschlossen, die Saint-Simon bei seiner Tatsachenbeobachtung übersehen hat. Abgesehen von diesem Fehler, hat er richtig er-

kannt, was sich vorbereitete, und was in unsrer Zeit so ziemlich fertig geworden ist. Daß er, wie Muckle weiter tadelt, die industrielle Arbeiterschaft als eine bei der Neubildung mitwirkende Kraft unterschätzt hat, ist richtig; sie war eben damals in Frankreich weder übermäßig zahlreich noch organisiert, darum wenig bemerkbar; doch würde er auch heute diese Kraft nicht in dem Maße überschätzen, wie es Marx getan hat und seine Jünger noch tun; von Klassenkampf weiß er noch nichts. Das Arbeiterelend hat er mit seinem warmen und feinfühlenden Herzen empfunden und hat auf Abhilfe gesonnen: er fordert, daß das Recht auf Arbeit anerkannt und für die Invaliden von Staats wegen gesorgt werde. Auch erkennt er, daß das Eigentumsrecht veränderlich und zurzeit der Reform bedürftig sei. Das Eigentum des Privatmanns erscheint ihm in dem Grade berechtigt, als es dem Gesamtwohle dient. Den Grundsatz: Achtung vorm Eigentum und vor dem Eigentümer, möchte er durch den andern ersetzt sehen: Achtung vor der Produktion und dem Produzenten! Indem seine Jünger diese Andeutungen sozialistischer Gedanken aufgegriffen und fortgebildet haben, ist er selbst in der Geschichte des Sozialismus unter dessen Begründer geraten. Aber bei ihm selbst sind jene Andeutungen ganz nebensächlich; was er wirklich begründet hat, das ist die positivistische Soziologie. Comte hat, wie der Leser aus unsrer Skizze schon erkannt haben wird, alle seine Grundideen von seinem Meister empfangen; sein Verdienst beschränkt sich darauf, daß er sie weiter ausgeführt, vollständiger begründet und zu einem System geordnet hat.

Organisationskraft verleiht einer Kulturperiode ein alle in ihr lebenden Menschen beherrschender Grundgedanke; nur in der Form religiöser Vorstellungen aber ist ein solcher Gedanke den Massen zugänglich, und nur die religiöse Wärme kann ihm Gestaltungskraft einflößen. So wächst aus der ersten Gedankenreihe, die eine Theorie der Wissenschaft zu begründen versucht, die letzte, die religiöse hervor. Außerordentlich hoch schätzt Saint-Simon die Kulturleistung des Christentums im allgemeinen und die Kulturarbeit der mittelalterlichen Kirche im besondern. Aber vom fünfzehnten Jahrhundert an habe diese ihre Pflichten freventlich vernachlässigt; sie sei geradezu unchristlich geworden, und obwohl sich Luther um die Änderung des Gesamtzustandes der Christenheit unsterbliche Verdienste erworben habe, sei doch auch seine Kirche, gleich der römischen, in unchristliche Kezerei versunken. Heftige Anklagen schleudert er dem Papste ins Gesicht und verkündigt sein neues Christentum, das nur das alte ist: das Evangelium der Nächstenliebe und der brüderlichen Gesinnung, nachdem er früher das geoffenbarte Christentum durch eine utilitarische natürliche Moral hatte ersetzen wollen. Er endigt also ähnlich wie sein berühmterer Schüler Comte, ohne jedoch gleich diesem in eine mystische Schwärmerei zu verfallen, die auf Nießsche den Eindruck gemacht hat: der große Philosoph sei nur ein schlauer Jesuit, der die Menschheit auf dem Wege über die Wissenschaft nach Rom zurückführen wolle. Sehr schön

hat die organisierende Kraft der Religion Saint-Simons Schüler Bazard beschrieben, indem er (nach Muckle) sagt:

Mit der erneuerten Religion wird den Menschen wieder zuteil werden, was ihnen heute vor allem not tut: sachgemäße Führung nämlich in den mannigfachen Angelegenheiten des Lebens. In den organischen Perioden [Muckle schreibt immer Epochen statt Perioden], wo ein religiöser Glaube den Menschen ihre sozialen Aufgaben enthüllt, haben Männer die Führung, die ihre Kräfte selbstlos dem Gemeinwohl weihen, und denen die Fähigkeit innewohnt, ihre Mitmenschen zu leiten. Gern folgen alle ihrem Ruf, und ohne Widerstreben erfüllt jeder die ihm zugewiesene Pflicht. In solchen Zeiten sind Gebieten und Gehorchen gleichwertig, geabelt, ja heilig, denn beide werden aufgefaßt als religiöse Pflichten. Die Liebe zu einer gemeinsamen Sache eint den Hohen mit dem Niedrigsten, und die Herrschaft des ersten macht sich nicht fühlbar als eine drückende Last, sondern sie wird als eine Notwendigkeit hingenommen, in die sich der Dienende gern fügt, weil er weiß, daß auch er ein Gott wohlgefälliges Werk verrichtet. Was die Größe solcher Zeiten ausmacht, das ist die Ehrfurcht, die den Schwachen an den Starken kettet, die Bewunderung, die der Genius einflößt, die Liebe des Leitungsbedürftigen zu dem ihm von Gott gesandten Führer. Heute freilich, wo alle sozialen Bande aufgelöst sind, ist wie jede Bereitwilligkeit, sich einer Autorität zu fügen, so auch die Opferwilligkeit der Führenden geschwunden. Die ungeheure Mehrheit der Menschen sieht in der herrschenden Minderheit nicht Beschützer und Führer sondern nur Ausbeuter. Dieser Zustand kann unmöglich der Endzustand sein; es kann nicht immer so bleiben, daß die Massen, sich selbst überlassen, von zufälligen Strömungen bald hierher bald dorthin getrieben werden.

Sind wir heute über diesen Zustand hinweg? Daß in Beziehung auf Religion, Ethik, Philosophie ein noch ärgeres Chaos herrscht als vor achtzig Jahren, erfahren wir bei jedem Blick in eine beliebige der Zeitschriften, die ernste Fragen behandeln. Daß unsre Kunst keinen Stil habe, weil es an einer das Volk beherrschenden und einigenden Idee fehle, predigen die Kunstgelehrten, zu denen ich nicht gehöre. Wenn trotzdem im Wirtschaftsleben leidliche und im Staate, in unserm wenigstens, eine gute, jedenfalls stramme Ordnung herrscht, so haben wir das zwei Umständen zu verdanken. Erstens dem Fortbestehn und Walten der Religion in kleinern konfessionell gesonderten Kreisen, zum andern der Technik, die den Herrschenden die Macht verleiht, Ordnung zu erzwingen. Die Ansicht Saint-Simons und seiner Schüler, daß nur eine religiöse Idee Ordnung stiften könne, wird also zwar durch die seitdem gemachten Erfahrungen eingeschränkt und modifiziert, aber im großen und ganzen bestätigt, und die Einschränkungen kommen den andern beiden Mächten zugute, denen Saint-Simon die Zukunft verheißen hat: der Industrie (oder sagen wir lieber dem Großunternehmertum, zu dem auch das landwirtschaftliche gehört) und der Wissenschaft, genauer gesagt Naturwissenschaft. Der Prophet hat also die Richtung, in der die Entwicklung weitergehn werde, richtig erkannt und durch die Verbreitung dieser Erkenntnis den Fortschritt gefördert. Dieses besonders dadurch, daß sich Carlyle seine Gedanken zu eigen gemacht und ihnen mit seiner künstlerischen Gestaltungskraft nicht allein eine

genießbare, sondern die packendste Form gegeben hat. Man weiß, wie mächtig Carlyle auf die Anschauungen seiner Landsleute eingewirkt und dadurch die wohlthätige soziale Wendung angebahnt hat, und wie er bis auf den heutigen Tag auch das deutsche Geistesleben beeinflusst. Darum erscheint mir der Nachweis — die Carlyleverehrer und Carlylegelehrten werden ihn zu prüfen haben —, daß aus Carlyle Saint-Simon spricht, als der wichtigste und interessanteste Abschnitt des Buches.



## Was interessierte einen Gebildeten vor hundert Jahren?

Von Johannes Mättig



vor mir liegt ein stattlicher Quartband mit 400 eng beschriebnen Seiten, der den Titel führt: Miscellanea, gesammelt von Karl Gottlob Willkomm. Angefangen den 20. Januar 1796 zu Leipzig. Als Willkomm diese Aufzeichnungen begann, war er Student der Theologie, später wurde er Diaconus in Ebersbach und starb als Pfarrer in Herwigsdorf bei Zittau. Er ist der Vater des Romanschriftstellers Ernst und des Botanikers Moritz Willkomm; durch Herausgabe mehrerer theologischer Schriften hat er sich seinerzeit einen Namen gemacht. Daß er sich aber außer für Theologie auch für andre Wissensgebiete lebhaft interessierte, dafür legt der erwähnte Band, in den er offenbar alles eintrug, was er in Büchern und Zeitschriften beachtenswertes fand, beredtes Zeugnis ab. Und es gewährt einen eignen Reiz, dem nachzugehen, was vor hundert Jahren ein vielseitig gebildeter Mann des Sammelns für wert hielt. Es sei darum hier das Wichtigste aus den ersten zwanzig Jahren der Aufzeichnungen, also aus dem Zeitraum 1796 bis 1816 mitgeteilt.

Bezeichnend für die Zeit beginnt die Sammlung mit Aufsätzen für Stammbücher. Neben Aussprüchen von Goethe: „Die Blüten unseres Lebens sind neue Erscheinungen, wie viele gehen vorüber ohne Früchte zu tragen, und wie wenige werden reif“, von Klopstock: „Je tiefer des Guten Leben hier wurzelt, je höher wächst sein Gipfel, und je ausgebreiteteren Schatten geben die volleren Zweige“, finden sich solche von Moses Mendelssohn, Hagedorn, Sterne, Young, Selmar (Pseudonym für den Schweden Karl Gustav von Brinckmann 1764 bis 1847) und andern jetzt verschollnen Dichtern. Die meisten dieser Sprüche tragen keinen Verfassernamen; zum großen Teil sind es überschwengliche Freundschaftsbeteuerungen im Stile der Zeit:

Freund! wenn auch das Westall bricht —  
Breche unsre Freundschaft nicht;  
Jahr und Tag und Leben stieh,  
Unsre Freundschaft altre nie!